

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

207 (5.9.1953) Unterhaltungsbeilage

Das Wochen- Ende

UNTERHALTUNGSBEILAGE

Von Mensch zu Mensch

Warum gibt es soviel Elend?

Nicht ich habe mir diese Frage gestellt, eine Leserin hat sie mir zu- geworfen, eine Rentnerin, genau ge- sagt: eine Kleinstrentnerin. Ihr Brief, der nun schon eine Weile zurückliegt und doch nicht überholt ist, klagt und fragt vieles:

Warum sind die Kartoffeln so teuer, daß gerade wir Rentner sie nicht kau- fen können? Warum müssen wir drei- mal am Tage nur Brot mit Margarine essen? Warum können wir uns nur zweimal in der Woche ein Stück Wurst oder ein Ei leisten? Warum wird auf der anderen Seite so sünd- haft viel Geld hinausgeworfen für Unnutzen — für Karnevalsvergnügen, für Strumpf- und Schönheitskönig- nen, in Schlemmerlokalen — während doch die offene und die geheime Not so groß ist? Warum gibt es überhaupt so viel Elend in der Welt?

Und dieses letzte Warum ist wie eine Faust, die verzweifelt gegen den Himmel schlägt.

Wer wagt da zu antworten, ehr- lich und ohne auszuweichen? Ich wage es nicht. Dürfte man denn hier den Satz eines alten griechischen Tragikers zitieren: Der Mensch, den das Leben nicht schändet, wird nicht ersogen? Ein Satz, der auch eine christliche Variante gefunden hat. Dann wären Not und Elend zwar sehr irdische, doch metaphysisch verhängte, von einer höheren Macht gehand- habte Erziehungsmittel, um die Menschheit auf dem rechten Wege zu halten. Und wir müßten also die Zu- mutungen auch eines unverschuldeten Elends als heilsames Pädagogium be- trachten — ein Gedanke, mit dem man sich nicht leicht befreunden kann.

Das Elend der Welt summiert sich und setzt sich zusammen aus vielen Elendsorten. Jede hat eine andere Ursache. Es gibt das Elend, das Krankheit über den einzelnen oder über eine Familie bringt. Es gibt das Elend, in das Epidemien und Natur- katastrophen, Mitternachten, Erdbeben, Hochwasser Hunderttausende stürzen. Mörderische Kriege lassen Millionen im Elend zurück, verarmt und helmt- los. Es gibt das Elend, in das Will- kür, Haß und Machtgier politischer Fanatiker ihr eigenes Volk stoßen. Und es gibt — weithin in der Welt — das Elend, das durch ungerechte und ungelöste soziale Verhältnisse ver- ursacht und stabilisiert wird.

Nicht jedes Elend ist vermeidbar. Unversehens, wie aus einem Hinter- halt, fällt Krankheit über den Men- schen und verdirbt ihm sein Leben. Krankheit kann gerade das Elend auch des reichen Mannes sein, das nicht noch so viel Geld und noch so gute Aerzte zu beheben vermögen. Und wo die Natur sich gegen den Men- schen stellt, wo Erdbeben ganze Inseln auseinanderbrechen oder Flut- wellen ganze Städte und Provinzen zerstören, konnte keine menschliche Voraussicht dem Elend vorbeugen.

Dagegen ist es in die Macht, in die Einsicht und den guten Willen des Menschen gegeben, das Elend sozialer Mißstände aus der Welt zu schaffen. Daß, wer selber im Elend ist, um ein menschenwürdiges Da- sein kämpft, ist selbstverständlich. Wer aber nicht im Elend, sondern in Wohlstand und leidlicher Sicherheit lebt, bei dem sollte es eine Sache des Gewissens, des Herzens, der brüder- lichen Verantwortung sein, das Elend der andern verringern zu helfen.

Aber mit alledem ist doch nur kon- statiert, was ohnehin vor allen sehen- den Augen ist: daß es in der Welt des Elends mehr als genug gibt, und daß seine Wurzeln bald da, bald dort liegen. Doch die Frage, warum es überhaupt Elend gibt, als ein Fak- tum und Fatum der Menschheit — sie ist damit nicht beantwortet.

Von einem Rabbi heißt es, er habe auf unsere Frage einmal folgende Antwort gegeben: Das Elend ist in der Welt, damit wir helfen dürfen. Diese Antwort, meine ich, wäre des Nachdenkens wert. Sie gibt keine schwer zu bejahende metaphysische Erklärung oder Rechtfertigung des Elends, sie nimmt es als ein Faktum und bezieht es auf die Moralität des Menschen. Das Elend, in welcher Form es sich auch zeigen mag, ist ein Anruf an unsere Hilfsbereitschaft, eine Aufforderung zur Nächstenliebe, es gibt uns die Möglichkeit, die Kräfte des Guten zu üben, und es verpflichtet uns zu dieser Übung. Die Rabbi-Antwort macht aus dem Elend nicht eine theoretisch bekla- genswerte Sache, sondern eine prak- tische Aufgabe, sie setzt den Geist des Samaritertums, die Liebesfähigkeit des Hellenden wie die Liebeswürdig- keit des im Elend Lebenden voraus. Ich würde keine bessere Antwort.

Friedrich Rasche.

Walter Foitzick Die Herbeirufung

In dem Restaurant ist es so laut oder so leise, wie es eben in einem Restaurant ist, wenn so ungefähr hun- dert Menschen nicht überlaut essen und ziemlich laut nervös sind, weil dieses oder jenes oder beides schon auf der Speisekarte gestrichen ist. Da ertönt über ihnen plötzlich die Stimme des Jüngsten Gerichts in der zeit- gemäßen Abwandlung des Laut- sprechers: „Herr Neumann wird am Telefon verlangt.“

Sie meinen vielleicht, das könnte allen, die sich vom ersten Schrecken erholt haben oder nicht Neumann heißen, gleichgültig sein. Nein, von diesem Augenblick an ist Herr Neu- mann in die Sphäre des öffentlichen Interesses getreten. Wie sieht ein Herr Neumann aus, der an den Apparat gerufen wird, mitten aus Suppe mit Einlage, Stammsgericht oder aus einer Speise, die den unerklärlichen Namen Burzunderbraten trägt? Nun, Neumann sieht meistens nicht anders aus als er heißt, aber es interessiert doch, das festgestellt zu haben.

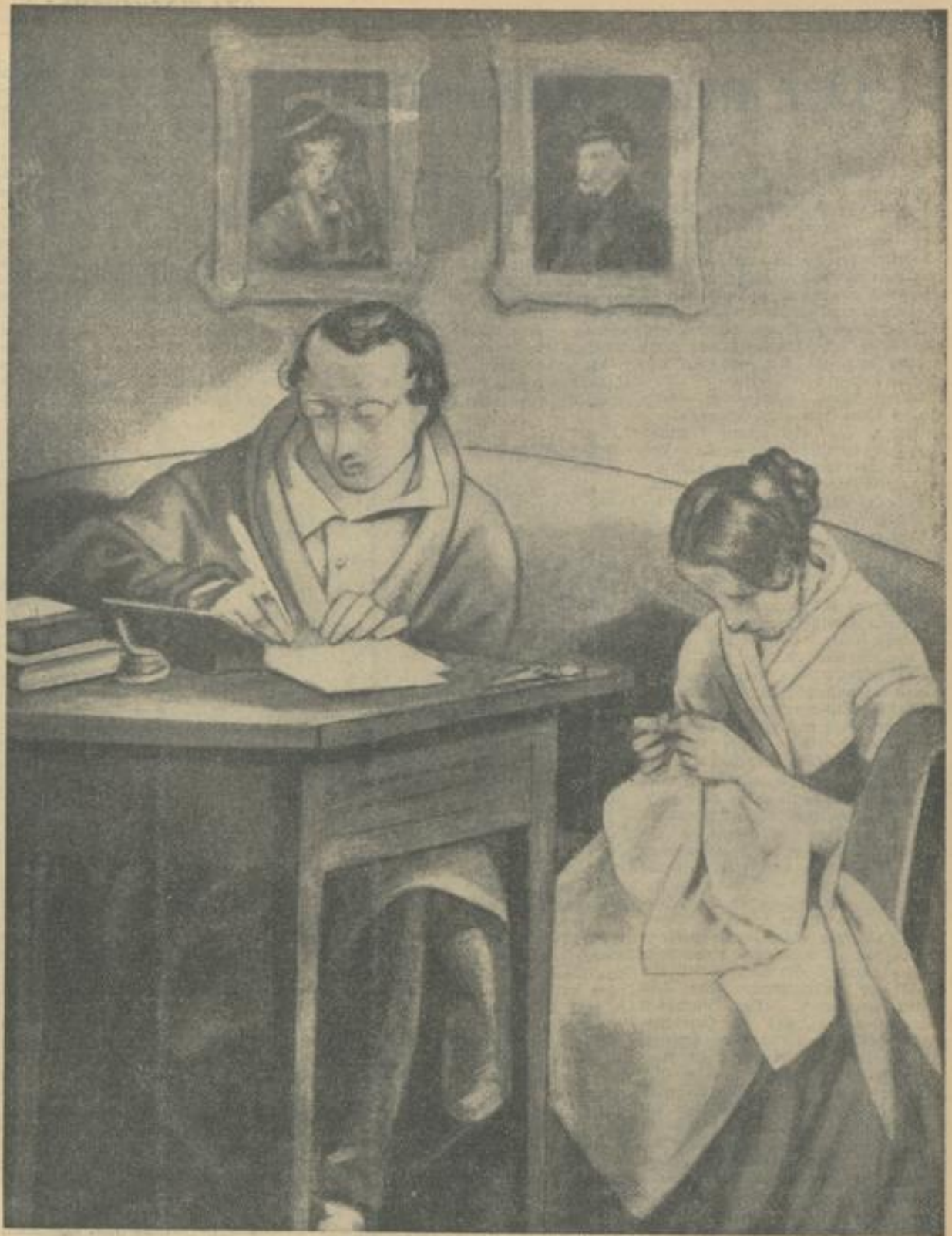
Meistens aber haben die Leute bei telefonischer Herbeirufung sehr komi- sche Namen. Ueber solche laut- sprecherlich beschmeterte Namen läßt sich leicht Witze machen. Doch lassen Sie das, ehe Sie sich versehen, sitzt der Herr oder die Dame an Ihrem Tisch oder gleich nebenan, und dann

ist es für Sie peinlich, wenn Sie sich sehr laut darüber gefreut haben, daß ein Herr Hauptschriftleiter Friedhof- blick gerufen wird.

Es ist natürlich für einen nicht an- genehm, wenn die Leute von ihm denken, er heiße Friedhofblick, ob- wohl er ganz anders heißt. Aber man kann doch nicht persönlich durchs Lokal brüllen: „Hier liegt ein Mißver- ständnis vor, ich heiße nämlich nur so ähnlich.“

Wie feierlich wird es im Raum, wenn es heißt: „Herr Direktor Dr. Pfister wird aus Mülheim an der Ruhr am Apparat verlangt.“ Dann fliegt der Engel des Wirtschaftslebens durch den Raum und schließt mit imponie- rendem Flügelschlag die spottbereiten Münder.

Wird aber womöglich ein Graf Wer- denfels ans Telefon gerufen, dann scheint es, als ob niemals eine Repu- blik bestanden hätte. Gottfried von Bouillon kann nicht bescheitert ins Heilige Land gezogen sein, als der von Werdenfels in die kleine Sprech- zelle. Sehen Sie sich einmal den Pagen an, der in einer Hotel- halle einen Generaldirektor an den Apparat ruft, es ist der gleiche Page, der Gottfried von Bouillon an die ge- fährlichste Bastion vor Jerusalem holte. Beide überläuft der Schauer des Weltgeschehens.



„Die Geschwister Kersting“ stellt dieses Gemälde dar. Friedrich Georg Kersting war ein Landsmann und Zeitgenosse Runge. Als ein Freund des Stillen und als ein Meister des kleinen Formats zeigt er sich auch in diesem 1835 entstandenen Bilde. Der Briefschreiber mit dem Gästeki- el ist der Maler selbst, und neben ihm sitzt stückend die Schwester Anna. Kersting hat in Dresden und Meißen gelebt und geschaffen, seine Einkünfte waren äußerst bescheiden, körperliche Leiden bedrückten ihn, aber schaffend blieb er sich selber treu.

C. Walter Rau Geschichte von den 32 Hemden

Eine kleine, noch sehr junge Zwiebel fiel einmal von einem Gemüseauto herunter und lag nun auf der Straße. Sie wollte aber nicht liegen bleiben und warten, bis sie jemand aufheben würde, weshalb sie einfach aufstand und weiterging, immer geradeaus, die Straße entlang. Das Laufen fiel ihr gar nicht leicht, sie war es doch über- haupt nicht gewöhnt. Auch war es übermäßig heiß und sie schwitzte sehr. Sie zog daher ihr braunes Mäntelchen aus und trug es über dem Arm. So war es ihr ein wenig kühler und sie marschierte in ihrem weißen Hemd- chen tapfer weiter.

Aber es war wirklich sehr heiß und die Luft flimmerte über dem Asphalt. Da war die Zwiebel gerade an einem Fluß gekommen und sie dachte, ein Bad würde ihr jetzt sicher gut tun. Sie suchte nach einem geeigneten Platz, wo sie ihre Sachen hinlegen könnte und begann, sich auszuziehen.

Als sie aus ihrem weißen Hemd ge- schlüpft war, mußte sie sich sehr wundern, daß sie noch ein anderes, ebenso weißes darunter hatte. Und als sie auch das abgelegt war, kam wieder ein Hemd zum Vorschein. So ging das nun weiter, unter jedem ausgezo- genen Hemd tauchte ein neues auf und sie wurde dabei immer ein wenig kleiner und dünner.

„Es ist ja auch gar kein Wunder, daß es einem dann zu warm wird. So ein Haufen Hemden und das bei der Hitze!“ sagte da die Zwiebel zu sich selbst und zog das allerletzte und allerkleinste aus — es war das zwei- unddreißigste. Aber da erschrak die Zwiebel, sie war entsetzt. Als sie nämlich dieses letzte Hemdchen zu den anderen ins Gras gelegt hatte, war nichts da, nichts, überhaupt nichts, kein Zwiebelkörper, kein Zwiebel- bauch, gar nichts.

„Da stimmt doch etwas nicht, irgendwo muß ich doch schließlich sein! Es ist doch nicht möglich, ich kann doch nicht bloß aus zweiund- dreißig Hemden bestehen. Wozu soll ich denn dann noch ins Wasser gehen, wenn nichts da ist, was man baden

könnte.“ So dachte sie aufgeregt und lief ratlos hin und her.

Inzwischen war ein Polizist das Ufer entlang gekommen und war ge- rade erschrocken vor den zweiund-

ins Wasser hüpfte eines ihrer Hem- den wieder über. Er hielt es nämlich als gewissenhafter und dienstfertiger Mann für seine Pflicht, genau zwei- unddreißigmal in den Fluß zu tauchen, nach jedem einzelnen der vermut- lichen Besitzer der im Gras liegenden Hemden. Daher war die Zwiebel be- reits wieder angezogen und brauchte nur noch in ihren Mantel zu schlüpfen, als der Polizist beim letzten Tauchversuch aus dem Wasser kam mit einem Ofenrohr in der Hand, das er darin gefunden hatte.

Er schüttelte über sich selbst den Kopf, als er sah, daß alle Hemden wieder verschwunden waren. Die Hitze sei an allem schuld, meinte er, und warf das Ofenrohr ärgerlich fort. Dann zog er sich an und ging weg.

Das Ofenrohr fiel ganz in die Nähe der Zwiebel. Es verbeugte sich steif und knarrte dabei so etwas wie: „Gestatten, Ofenrohr!“

„Sehr angenehm“, brachte die Zwie- bel mit Mühe heraus, als sich das alte Ding so ohne weiteres zu ihr ge- sellte. Aber dann lag das Ofenrohr wieder still und sagte kein Wort mehr. Die Zwiebel konnte ihm quer durch den ganzen Leib sehen, von einem Ende zum anderen, was sie nicht gerade angenehm berührte. Dann wurde es Abend und sie schlief ein, müde von all den Aufregungen dieses Tages.

Als sie am nächsten Tag aufwachte, war sie, wie sie zu ihrer großen Freude feststellen konnte, angewach- sen. Nur das Ofenrohr lag noch ge- nau so unbeweglich in seiner ganzen Hohlheit vor ihr und es wurde ihr immer unerträglich, in diese lange Röhre hineinschauen zu müssen. Sie streckte sich daher und reckte sich, so sehr sie nur konnte, und bald war sie weit über das Ofenrohr hinaus- gewachsen. Sie wurde eine schöne kräftige Pflanze und verlebte in diesem Sommer wirklich angenehme Tage hier am Ufer des Flusses.

Nur einmal noch gab das Ofenrohr einen zufriedenen grunzenden Ton von sich, als gelegentlich ein Igel hin- durchkroch und in ihm die wohl- tuende Erinnerung an einen Ofen- ausputzbesen hervorrief.



Zeichnung: Rau

dreißig Hemden stehen geblieben. Mit besorgter und ernster Miene zählte er sie und meinte nicht an- ders, als das hier ebensoviele ertrun- ken seien. Dann holte er sein Notiz- buch hervor und machte allerhand Eintragungen über Ort und Zeit, zog seine Uniform aus und sprang ohne zu zögern ins Wasser, wo er lange und tief tauchte.

Die Zwiebel hatte unterdessen alle Lust am Baden verloren und schnell zog sie jedesmal, wenn der Polizist

Der arme Millionär

Von Harold Nicolson

Er war der unglücklichste Mensch, den ich je gekannt habe. Das Auffallendste an ihm war seine Schüchternheit. Nun sind wir ja alle hin und wieder schüchtern, und ein Mensch unter dreißig, der nie schüchtern gewesen ist, gehört keineswegs zu denen, aus deren Bekanntschaft ich mir etwas mache. Aber mein Millionär, der arme Karl, war über siebzig. Und seine Schüchternheit war eine solche Qual für ihn, daß sie sein ganzes Leben verdüsterte.

Dieser Mann wohnte in einem großen Haus, von einer hohen Mauer umgeben, die von einem Pfortnerhäuschen unterbrochen wurde. Von Zeit zu Zeit lud er Gäste zu sich ein. In seinem Haus gab es eine große Zahl von Gästezimmern und viele Badezimmer. Wie Hunde hatten die Schlafzimmer ihre Namen, und diese Namen waren sauberlich an die Türen geschrieben. Die Namen waren Werken von Sir Walter Scott oder von Dickens entnommen, Dichtern, für die mein Gastgeber eine besondere Vorliebe hegte. Bei meinem Besuch bekam ich das „Kleine Nell“, und mein Badezimmer trug gleichfalls diesen jungfräulichen Namen. In diesem Badezimmer gab es auch eine Personenwaage und um sie dreht sich meine Geschichte — oder vielmehr der Anfang meiner Geschichte.

Selbst in jenen Tagen war für mich die Frage meines Gewichts eine empfindliche Angelegenheit, nachdem ich das Stadium erreicht hatte, wo die Schlankheit der Jugend in das Fleisch und die Muskeln der reiferen Jahre hinüberwechselt. Ich freute mich daher, als ich beim Betreten des „Kleinen Nell“ an jenem Sonntagsabend im Badezimmer eine Personenwaage stehen sah. Die Waage war ungewöhnlich erfindungsreich konstruiert. Die Skala war ganz unten über dem Boden angebracht. Das Verträkte daran aber war, daß die Gewichtszahl von einem kleinen Spiegel reflektiert wurde. Nachdem ich mich aller Hüllen mit Ausnahme meiner Haut entledigt hatte, stellte ich mich auf die Korkplattform der Waage. Ich konnte sehen, wie der Zeiger heftig ausschlug, da ich aber kurzsichtig bin, konnte ich die Zahl auf der Skala ohne Brille nicht lesen.

Ich stieg daher wieder hinunter und ging von dem „Kleinen-Nell-Badezimmer“ in das „Kleine Nell“ selbst hinüber, wo ich auf dem Schreibtisch meine Brille liegen gelassen hatte. Damit bewaffnet nahm ich meinen Stand auf der Waage wieder ein. Ich konnte jetzt die Skala deutlich erkennen. Die Nadel schlug — ich muß es zu meiner Schande gestehen — heftig aus und verweilte dann in zuckendem Erstaunen an einer bestimmten Stelle, sagen wir — weil das gut klingt — bei 72 Kilo. Aber selbst mit der Brille konnte ich nicht genau unterscheiden, ob die Nadel 70 oder 75 Kilo anzeigte. Der Unterschied ist nicht auf die leichte Achsel zu nehmen, wenn man die Wahrheit wissen will. Ich bückte mich also zu der Skala hinunter, in der Hoffnung, das Gewicht genauer ablesen zu können. Aber die Empfindlichkeit dieser Geräte ist so groß, daß die geringste Bewegung das Gewicht verändert. Ich befand mich in einem Dilemma. Richtete ich mich auf, so konnte ich die Zahlen der Skala nicht lesen; beugte ich mich hinunter, dann zeigte die Nadel nicht mehr das richtige Gewicht an.

Begreiflicherweise war es mir mittlerweile kalt geworden. Ich wandte daher einen Erfindungsgeist an, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Denn so vollendet war die Einrichtung des Badezimmers, daß es unter den schimmernden und emailierten Gegenständen, die es beherbergte, auch einen jener Rasierpiegel gab, die ungeheuer vergrößern und jedes einzelne Haar wie einen Stachel hervortreten lassen. Mit zitternden Fingern schraubte ich diese Einrichtung ab und stellte den Vergrößerungspegel behutsam zwischen die Skala und den ursprünglichen kleinen Spiegel. Aber wer eine auch nur oberflächliche Kenntnis von Optik hat (ich habe sie nicht), der weiß, daß diese Vorrichtung nichts taugte. Denn der Spiegel vergrößerte zwar die Zahlen der Skala, brachte sie aber nicht dertart unter einen Brennpunkt, daß sie aus einer Entfernung von 1,81 Metern zu lesen waren. Ich beschloß, das Experiment aufzugeben und ins Bad zu steigen, bevor ich mir eine Lungenentzündung holte. Rasch steckte ich den Spiegel in sein Gestell und befestigte die Schrauben.

Hier kommt die Pointe dieser weit-schweifigen Geschichte. Denn mit klammernden Fingern läßt sich schlechte Schraube eindrehen. Kaum hatte ich mich ins Bad gesetzt, da senkte sich der Vergrößerungspegel in seinem Gestell und fiel mit lautem Krachen auf den marmornen Fenster Sims, wo er zerbrach. Die Dinge zerbrechen

leicht, wenn ich sie berühre. Während ich untröstlich in meinem Bad saß und mich fragte, ob ich es einem Millionär sagen sollte, daß ich den Rasierpiegel zerbrochen hatte, beschloß ich, es ihm zu gestehen, denn sonst würde die Hausdame das Zimmermädchen beschuldigen. Ich wollte es am nächsten Morgen tun — nein, am Nachmittage — oder besser kurz vor meiner Abreise am Montag.

Mein Millionär war, wie gesagt, krankhaft scheu. Da er über siebzig war, hatte er sich eine Theorie zu-

es gab ein rosa Getränk, in dem Trauben, grüne Blättchen und Gurkenstückchen schwammen. Ich hatte riesigen Durst und vertilgte zwei Krüge von diesem vegetarischen Getränk. „Nehmen Sie noch ein Glas!“ fragte mich mein Gastgeber. „Gern“, erwiderte ich und trank es aus. Er bot mir noch ein Glas an, aber ich dankte mit jener Art von Ablehnung, die eigentlich „ja“ bedeutet. Er schenkte mir ein „Nein“, meinte er, „das kann Ihnen nichts schaden, es enthält nur ein wenig Champagner, ein bißchen Weißwein, einen Tropfen Curacao, etwas Benediktiner, einen Spritzer Kognak“ — während er mit seiner Aufzählung fortfuhr, begann das Speisezimmer in der warmen Sonne zu tanzen und zu schwanken. „Ich



rechtgelegt, wonach einen nichts so sehr in Verlegenheit setzt als das Unerwartete. Wenn Gäste in sein Haus kamen, schrieb er ihnen vor, was sie zu tun hatten. Aber nicht nur einen vorgeschriebenen Stundenplan hatte er auf diese Weise festgelegt. Er legte sich im Geist auch vorgefaßte Gesprächsstoffe zurecht.

Wie kann man einem Manne, von dem man weiß, daß er jede unvorbereitete Unterhaltung haßt, sagen, daß man den Rasierpiegel im „Kleinen Nell“ zerbrochen hat? Ich glaube nicht, daß ich jemals den Mut aufgebracht hätte, meine Sünden zu beichten, wäre ich nicht beim Mittagessen an jenem Sonntag betrunken gewesen. Ich wollte mich nicht betrinken (man will das nie), aber ich tat es. An jenem Junitag war es sehr heiß, und

glaubte, es sei eine Art Limonade“, sagte ich langsam und betonte jede Silbe wie ein von einer Sprachlähmung Befallener. Und dann, bevor sich eine Bewußtseinsstörung auf mich herabsenken konnte, fügte ich hinzu: „Ach, übrigens, ich habe den Spiegel im „Kleinen Nell“ zerbrochen.“

Ein Ausdruck des Entsetzens kam in sein Gesicht. Das Zimmer drehte sich jetzt im Kreise, aber so oft sein Gesicht aufleuchtete, sah ich, daß es einen Ausdruck des Entsetzens hatte. „Es tut mir schrecklich leid“, sagte ich. Er erhob sich steifbeinig und ging in einem Anfall von Schüchternheit aus dem Zimmer. Ist das nun die Geschichte eines glücklichen Mannes? Ich finde nicht.

(Autorisierte Uebersetzung: Kurt Wagenseil)

Siegfried v. Vegesack

Der bayrische Eilbote

In der Früh um acht klingelt das Telefon. Ich hab' mir beide Backen eingeseift und setze gerade das Messer an, als Maresi atemlos ins Zimmer stürzt und meldet, das Postamt wüßte mich zu sprechen.

Das Postamt? Ich lege das Messer beiseite, gehe auf den Treppengang und greife nach dem Hörer.

„Ja, da ham wir an Expreßbrief“, tönt die gemächliche bajuwarische Stimme des dicken Postsekretärs, „und da möcht ich Sie bloß frog'n, ob wir ihn aufschick'n soll'n oder ob Sie ihn hol'n lassen...“ Ich wünsche natürlich, daß man ihn heraufschickt, denn ich komme heute nicht in das Städtchen und habe niemand, den ich schicken könnte.

„Hm, jo“, meint der Postsekretär nachdenklich, „aber der Postbot' ist schon unterwegs, und der nächste geht erst morgen in der Früh. Wenn's den Expreßbrief noch heut hab'n woll'n...“

Natürlich will ich ihn noch heute haben.

„Hm, hm“, der Postsekretär überlegt angestrengt, „dann müssen wir ihn halt mit dem Eilbot'n aufschick'n. Dös kostet fünfzig Pfennig Zuschlaggebühr, Z'wegen Landzustellung. Wann S' den Brief selber holn, brauchn S' nix zahlen...“

Der gute Postsekretär ist um meine Finanzen besorgt. Er will auf die fünfzig Pfennig Zuschlaggebühr verzichten, nur damit ich sie nicht zu zahlen brauche. Aber ich kann sein großmütiges Opfer nicht annehmen. Obgleich mein Kassenbestand nicht viel mehr als fünfzig Pfennig aufweist, möchte ich lieber den Zuschlag entrichten als bei der Hitze zur Post hinunterlaufen.

Dieser Leichtsinns scheint den Postsekretär zu quälen. Noch lange versucht er, mich mit väterlich besorgten Worten vom tollkühnen Gedanken abzubringen, den Eilboten in Anspruch zu nehmen. Aber ich bleibe dabei. Und so muß er sich in das Unvermeidliche fügen.

„Sie wünschen also Eilzustellung mit Zuschlag?“ fragt er noch einmal.

„Ja, das wünsche ich.“

„Dann wird der Eilbot' auffikemma“, erklärt er endlich seufzend. Ich

höre durch den Draht sein mißbilligendes Kopfschütteln. Mein Seifen-schaum ist längst eingetrocknet, als ich mich wieder zum Rasieren hinsetze. Dann vergesse ich die Post, den Eilbrief und werde erst mittags wieder daran erinnert.

Das Telefon klingelt. Der Postsekretär wünscht mich zu sprechen. Er macht mir noch einmal den Vorschlag, den Brief selbst abzuholen oder ihn holen zu lassen:

Der eine Eilbot', den mir ham, der Xaver Kroiß, ist nämli um Schwammerl nach Hinterklotzenried und kimmt erst auf'd Nacht hom. Und der ander, der Lalling Franz, ist auf'd Kirwai nach Niederviehbach, und bis der hoamkimmt, kanns leicht morgen werden...“

Ich erkundige mich höflich, ob nicht ein dritter Eilbote aufzutreiben wäre, der weder mit Schwammerlsuchen, noch mit Kirchweih beschäftigt ist, und erfahre zu meiner großen Beruhigung, daß es wirklich noch einen dritten gibt: den Dimpfl Alois.

„Dann schicken Sie mir also den Dimpfl mit dem Expreßbrief“, meine ich erleichtert, aber nun stellt es sich heraus, daß Dimpfl zwar Eilbote, aber Eilbote außer Dienst sei, da er die



Zeichnungen: Kaltenbach

Das Gedicht der Woche

Zu Ende die Nacht

Den Bäumen fällt das Mondlicht von den Zweigen,
fällt in den Tau und schimmert weiter fort.
Die Wiesen schlummern unter Nebelfahnen,
Die Schwemme dampft, Der Bach fließt immerzu.

Der Morgenstern steht über flachen Dächern —
schwarz sticht ein Giebel in das kühle Licht.
In Gärten tritt der Schatten aus den Büschen
und wandert ab in Wälder und Geklüft.

Im Hofe liegt an blankgewetzter Kette,
im Schale noch mit spitzem Ohr, der Hund.
Der Stall ist voll vom Atem warmer Rinder.
Eins von den Pferden träumt — stampft mit dem Hut.

Arnim Juhre

NUR SIEBZIG ZELLEN

Von Martin Anger

Ein Polizist vertrat Herrn Meier den Weg. „Sie sind verhaftet!“ sagte er. „Kommen Sie mit! Falls Sie Widerstand leisten oder einen Fluchtversuch unternehmen, werde ich von der Waffe Gebrauch machen!“ „Ich bin mir meiner Schuld bewußt!“ stammelte Herr Meier. „Schweigen Sie!“ herrschte der Polizist ihn an, zog eine lange Kette aus der Tasche, fesselte Herrn Meier und führte ihn mitten durch den dichten Verkehr ab.

Herr Meier schämte sich sehr und wurde rot wie ein Schuljunge, den man bei einer Lüge ertappt hat. Alle Leute blickten ihm nach. Als aber Herr Meier bemerkte, daß auch die Fahrräder ihm nachblickten, und die Omnibusse und Straßenbahnwagen sich neugierig herumdrehten, wenn er vorbeigeführt wurde, atmete er auf. Er kniff sich in den Oberschenkel und nickte. Er fühlte keinen Schmerz. Es ist nur ein Traum! dachte er. Was für dummes Zeug man träumt. Eine Bogenlampe beugte sich zu ihm herunter und flüsterte ihm ins Ohr: „Nehmen Sie das Ganze ja nicht ernst!“

Herr Meier schüttelte den Kopf, aber trotzdem fürchtete er sich, als ihn der Polizist in das große Gefängnis hineinführte, das er noch nie von innen gesehen hatte. Er begann zu zittern. Um den Gefängnishof standen die hohen Fassaden der Zellengebäude, an denen wendeltreppenartig ein schmaler Gang entlangführte. Der Polizist führte Herrn Meier die

Treppe hinauf. Vor der ersten Tür mit dem kleinen Schiebefenster blieb er stehen und schloß die Zelle auf. Wenn es mir zu dumm wird, wache ich einfach auf! dachte Herr Meier und sah in die Zelle hinein.

Herr Meier sah sich vor seinem Hauptbuch sitzen. Er war so beschäftigt, daß er sich nicht bemerkte. Der Polizist schloß die Tür wieder ab und öffnete die nächste Zelle. Herr Meier sah sich inmitten einer dicken Wolke von Zigarrenrauch sitzen. Um ihn herum waren riesige Mauern von Zigarren aufgeschichtet, die ihn zu verschütten drohten. In der nächsten Zelle lag ein Riesenkotelett auf dem Boden, und Herr Meier sah sich wie einen Käfer daraufhocken und den Fleischleppich annagen...

Die Wände der nächsten Zelle waren mit Wetzzetteln tapetiert. Herr Meier sah sich winzig und klein davorstehen und mit gefalteten Händen auf die Zahlen starren. So ein alberner Traum! dachte er, als der Polizist die nächste Zelle aufschloß.



Herr Meier sah einen wohlbeleibten Mann wie ein Taschenmesser zusammenklappen und sich immer wieder schnell aufrichten. An einem Haken in der Wand hing ein brauner Hornbrog, einer von der Sorte, wie ihn sein Chef trug. Als Herr Meier sich selbst in dem Klappmesser erkannte, schüttelte er ärgerlich den Kopf. Noch ärgerlicher wurde er, als er sah, daß der Mann, der auf und niederklappte, ab und zu einem winzigen Dackel auf den Schwanz trat und stolz lächelte, wenn der Hund vor Schmerz aufheulte.

Die nächste Zelle war fast leer. Herr Meier sah sich auf einem Holzschemel sitzen. Ein Grammophon mit einem altmodischen, riesigen Trichter stand vor ihm auf dem Boden und lernte unaufhörlich: „Der Schulze ist schon Direktor, und ich bin erst Prokurist! Der Schulze ist schon Direktor, und ich bin erst Prokurist! Der Schulze...“ Und jedesmal, wenn aus dem Riesentrichter die Wörter „Schulze“ und „Direktor“ drangen, zuckte der Meier auf dem Holzschemel zusammen...

„Schluß!“ schrie Herr Meier, als der Polizist die nächste Zelle aufschließen wollte. „Schluß damit! Ich habe keine Lust, solchen Unsinn zu träumen!“ „Es sind ja nur noch siebzig Zellen!“ erwiderte der Polizist besänftigend. „Schluß!“ schrie Herr Meier.

„Was hast du denn?“ fragte Frau Meier und rüttelte ihm am Arm. Herr Meier schreckte auf. Er starrte seine Frau an, dann lachte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Die Majonäse war zu schwer! Hab ich dummes Zeug geträumt! Geradezu lächerlich dumm!“ Er drehte sich auf die andere Seite, aber er konnte nicht wieder einschlafen. Noch siebzig andere Zellen! dachte er und nahm sich vor, nie wieder so viel Majonäse zum Abendbrot zu essen.



Die Uhr in der Flasche

Die Kunst der Seelente, ein Segelschiff in eine Flasche zu zaubern, hat durch einen Uhrmacher ihr Gegenstück gefunden. Der in Borgen-Eckheim bei Frankfurt lebende 67jährige Uhrmacher Georg Anton Pabst brachte es in mühevoller Arbeit fertig, die Einzelteile einer Taschenuhr durch den 18 mm breiten Hals einer Arzneiflasche hinein zu operieren, und in der Flasche wieder so fachmännisch zusammensetzen, daß die Uhr auf die Sekunde genau die Zeit anzeigt. Pabst, der eine Schwäche für Uhren und Kuriositäten hat und der schon über eine ganze Anzahl von Seltenheiten verfügt, trägt sich mit dem Gedanken, ein Uhrenmuseum zu eröffnen. Dieses Museum soll aus einem Miniaturhäuschen bestehen, das, wenn man auf einen Knopf drückt, seine Kunstwerke einzeln darbietet. Unser Bild zeigt den Meister mit seiner „Flaschenuhr“.



Schönheitsköniginnen unter orientalischem Himmel

Die Schönheitsköniginnen aus 14 europäischen Nationen trafen in Istanbul ein, um an der Wahl der „Miss Europa“ teilzunehmen. Hier haben acht von ihnen den imposanten Hintergrund der Aya-Sofia-Moschee für ein „Standfoto“ auserwählt.

Fotos: dpa (8), Keystone (2)



Todessprung bei rasendem Tempo. Große Sprünge können sich nur wenige leisten. Für Armin Dahl sind sie zum täglichen Broterwerb geworden. Von Brücken und Flugzeugen springt er aus schwindelnder Höhe ins Wasser, er hängt am Uhrzeiger der Kirchtürme, macht Handstand am Hochhausgelenker und springt mit Todesverachtung von einem Wagen zum anderen.



Dollarschatz wird getrocknet. Im Wrack der legendären „Flying Enterprise“, auf der vor über einem Jahr der dänische Kapitän Carlsen mehrere Tage allein dem stürmischen Atlantik trotzte, ist von italienischen Tauchern ein großer Schatz an Dollar- und Pfundnoten entdeckt worden. Die Angaben über den Gegenwert in D-Mark schwanken zwischen 200 000 und mehreren Millionen. Die Banknoten sollen nicht deklariert gewesen sein.



Nun „motorroller“ auch die Kleinen. Kinderroller in modernster Aufmachung sind seit einigen Wochen in Deutschland der neueste Schlager. Das Spielfahrzeug ist genau einem bekannten Motorroller-Modell nachgebildet und wird durch Pedale mit Kettenantrieb bewegt. Eine eingebaute Batterie speist die Lampe und ein Signallhorn.

Da perrt man Mund und Nase auf

Drei kleine medizinische Wunder zeigen unsere drei Bilder. Da werden Kopfschmerzen mit Stecknadeln geheilt (Bild unten), da wird ein Mensch bei vollem Bewußtsein und doch schmerzlos operiert (Bild rechts), und da pustet ein Mann durch das Auge eine Kerze aus (Bild links).

Die „Stecknadelheilung“, offiziell Akupunktur genannt, ist sozusagen der neueste Schrei auf dem Gebiet der Heilmethoden.

Das Ganze ist eine 3000 Jahre alte Heilmethode. Feine silberne und goldene Nadeln werden an ganz bestimmten Körperteilen in die Haut gestochen und nach einiger Zeit wieder entfernt. Unser Bild zeigt die praktische Anwendung bei starken Kopfschmerzen. Ob der Kranke vor solch spitzer Behandlung nicht erst ein paar Tabletten gegen die Nadelschmerzen schlucken muß?

Auf der Erlinderausstellung, die jetzt in Nürnberg eröffnet wurde, wird der „Analgator“ gezeigt, ein Gerät, das dem Patienten für kurze Zeit durch Einatmen von Trichloräthylen das Schmerzempfinden nimmt, ohne bewußtlos zu werden.

Nicht zu heilen ist Michele la Cara, den die Aerzte als ein medizinisches Phänomen bezeichnen. Er bemerkte eines Tages zu seinem Erstaunen, daß er den Atem durch das linke Auge herausstoßen konnte.

